

Gustav Freytag

als Dichter und Historiker.

Von

Dr. Adalbert H. Horawitz.

Eine beispiellose, nie dagewesene Zeit war Eingang des gegenwärtigen Jahrhunderts über das stille, fromme, fleißige deutsche Volk gekommen.

Die atheïstischen Königsmörder jenseits des Rhein's waren herbeigeeilt, um das kleinbürgerliche Idyll deutschen Lebens auf das Unholdeste zu stören. Alles, was dem Deutschen lieb, was ihm vertraut, was ihm heilig war, wurde von den Prätorianern des ersten Kaiserreichs in den Staub getreten; unser Volk sah seine Herrscher fliehen, in ärmlicher Zurückgezogenheit leben, es sah seinen Waffenruhm sinken, seine Sitten verlacht, seine Familien durch freche Eindringlinge beschimpft. Oft ist es wiederholt worden jenes zutreffende Wort, daß Deutschland damals die Zeiten seiner tiefsten Erniedrigung durchlebt habe.

Aber rasch folgten auf sie die Tage ruhmvollster, gewaltigster Erhebung, Tage, welche die Großväter mit Thränen freudiger Nührung den staunenden Enkeln schilderten, bis diese selbst — in den letzten Monaten — jenes Anfangs Vollendung erzielt*).

*) Am Besten sind jene Jahre des Drucks und der Befreiung dargestellt in Häuffer's deutscher Geschichte, von Beitzke Geschichte der Freiheitskriege, G. Freytag's Bildern aus deutscher Vergangenheit, Drohseu: Vorlesungen über die Freiheitskriege. Ein Meisterwerk der Romandichtung: Willibald Alexis: „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht.“ (1832 ff.) — dessen Fortsetzung Hegrim 1834 — schildern diese Zeiten in großartiger Weise. Darüber Kreyßig Vorlesungen über den deutschen Roman der Gegenwart. Berlin 1871.

Am Schlusse dieser herrlichen Tage, die Europa Ruhe, dem deutschen Volke aber die Hauptbedingung ungestörter, eigenartiger Entwicklung, die Befreiung brachten, ward (am 13. Juli 1816) ein Knabe geboren, aus dem ein mächtiger politischer Schriftsteller, ein begeisterter Dichter werden sollte. Der Knabe hieß Gustav Freytag; — das Verdienst seiner Mannesjahre ist es, jene Vollendung der Wünsche unserer Großväter mit herbeigeführt zu haben. Zu Kreuzburg wurde Freytag geboren, er gehört dem schlesischen Volksstamme an.

Welch' kerniges, sparsames, arbeitsfrohes Geschlecht, diese Schlesier! Wer einmal so glücklich war, längere Zeit mit diesen verständigen, ruhigen, wißbegierigen Leuten gelebt zu haben, wer ihr nettes, sauberes Wesen kennt, der wird begreifen, daß ein Schriftsteller aus diesem Stamme von Haus aus schon etwas mitbekommt für das Leben: den klaren, nüchternen Geist, den regen Sinn für das Maßvolle. Freytag durch den tüchtigen Vater und die gemüthswarme Mutter trefflich erzogen, zeigt diesen echt schlesischen Zug beinahe in allen seinen Werken. Die Wißbegier des aufgeweckten Knaben, der seit 1829 unter Leitung seines Oheims zu Dels den Gymnasialstudien oblag, war denn auch mit einer unerjättlichen Leselust verbunden; des Dufels Bibliothek mußte dieselbe stillen; „Böttger's Sabina“ zog den Knaben besonders an.

Sein Interesse für das Theater ward schon damals — wie bei Göthe — durch eine wandernde

Schauspielertruppe erregt. 1835 studierte Freytag deutsche Sprachwissenschaft an der Universität Breslau unter Hoffmann von Fallersleben, der als Dichter, Politiker und Gelehrter auf Freytag einen bedeutenden Eindruck machte; ihm widmete er auch seine 1839 erschienene Erstlingschrift: *de Hrosvitha poëtria*, eine hübsche, kargegeschriebene Abhandlung über die erste deutsche Dichterin.

Von der größten nachhaltigsten Bedeutung ward für Freytag wol sein Aufenthalt zu Berlin, wo er vornehmlich Böckh und Lachmann hörte. Ich irre wohl nicht, wenn ich namentlich Lachmann's Einfluß auf den strebsamen, jungen Mann für außerordentlich segensreich halte. Denn was in Freytag's Natur und Stammesart instinctiv lag, durch den unvergleichlichen Meister der modernen Philologie ward es in Zucht und Pflege genommen, und das Beispiel unbarmherziger Strenge gegen sich selbst, rücksichtslosester Consequenz der Forschung und aufopferndster Pflichttreue, wie es Karl Lachmann gab*), ist, wie für alle Schüler des Meisters, auch für Freytag unvergänglich geblieben.

Aber auch sonst haben wohl die geistig regen Berliner Kreise dem jugendlichen Dichter sehr viel Bedeutendes geboten, wohl mag er dort auch für seine politischen Ansichten Richtung bekommen haben, doch keinesfalls waren die ersten Anregungen in dieser Beziehung entscheidend für sein Leben; denn das hübsche Gedicht „die Wellen“ (1838) drückt doch kaum die politische Auffassung seiner Mannesjahre aus.

Uebrigens und vor Allem studierte er sehr fleißig, promovierte schon 1838, und ward 1839 Docent für deutsche Sprachwissenschaft an der Universität Breslau, an welcher er mehrere Jahre über allgemeine und neuere Literaturgeschichte vor einem großen Auditorium las. In diese Zeit fällt eine Reihe von Gedichten, die unter dem Titel „In Breslau“ 1845 zu Breslau (F. K. Kern) gesammelt erschienen und sehr wichtige Bekanntschaften, wie vor Allem die mit dem Kaufmann Theodor Molinari, dem Urbilde von T. D. Schröter in „Soll und Haben“. Molinari widmete er auch seine gesammelten Gedichte, deren Betrachtung für die Charakteristik Freytag's und die Kenntniß seines Entwicklungsganges unabweislich ist. Wie ich schon

an einem andern Orte bemerkte*), drückt sich in ihnen Sehnsucht nach politischer Freiheit und die innigste Theilnahme an den Geschicken des Volkes aus. Bei aller Verehrung vor dem trefflichen Manne muß ich es aber aussprechen, daß in ihnen der Epiker entschieden über den Lyriker den Sieg davon trägt, das Formelle der Dichtung häufig noch schülerhaft ist, das Wort mitunter nur unvollständig den Gedanken wiedergiebt. Ueberall jedoch, wo Freytag zu schildern hat, überläßt er schon hier durch das Plastische seiner Gestalten und Situationen, überall wo er allgemeine Gedanken vorbringt durch die reine Schönheit derselben, der nur hie und da ein burlesker Ausdruck oder eine ungelente Wendung Eintrag thut.

Schon das Widmungsgebieth an Molinari zeigt Freytag's Stärke, wie seine Schwäche. Es lohnt sich heute nach sechsundzwanzig inhaltvollen Jahren zu hören, wie der Dichter damals klar über sich und seine Stellung, dem starken, viel erprobten Manne gegenüber, der in der praktischen Thätigkeit des Großhandels sicher und fest geworden, schrieb. Er sagt:

„Dein Barkschiff zieht mit starkem Mast und Rippen,
Durch's offene Meer auf vielgefurchten Wegen,
Doch meine Sloop fliegt zwischen Strand und Klippen
Dem Morgenlichte buntgemalt entgegen;
Dein Auge klar, geprüfter Kraft vertrauend,
Mein Blick begehrtlich in die Ferne schauend,
So sehr verschieden dir und mir das Wollen,
Und doch gemeinsam Freude, Hoffnung, Leid.
Wir sind uns viel und glaube mir, wir sollen
Noch viel uns werden“.

Und wie er zutreffend seines Volkes zerrissenes Wesen schildert:

. . . . „Großes will die Zeit
Doch klein hat sie ein Volk gefunden,
Den Wunsch lebendig, aber schwach die That;
Schnell wird ein Lorbeer um das Haupt gewunden
Und schnell zerrissen, Regiment und Rath
Erziehen Alles, steh'n an jeder Pforte,
Und kräftig rauschen nur papier'ne Worte.“

Wie gut erkannte er der Deutschen Schwäche, war es ja doch die Zeit, in der man auf Heine's und

*) Vgl. Herbig: Karl Lachmann, W. Scherer, Zaf. Grimm

*) In George Westermann's „Unsere Tage“ Braunschweig 1860.

Börne's Pessimismus schwor, in der es zum guten Ton gehörte, auf die dummen Deutschen zu schimpfen, in der man zwischen kindisch-ruchloser Verschwörungsspielerei, unfähigem Phrasenliberalismus und philisterhafter Geschmeidigkeit haltungslos hin und her schwankte. Und doch, der Dichter verzagt nicht, er ist zu gelehrt, um eines großen Volkes Geschichte nach des Momentes Stagnation mit schnellem Wort leichtsinnig aufzugeben, er hofft auf unseres Volkes latente Kraft:

„Und dennoch birgt von allen Völkerzweigen
Der deutsche Lindenast den reinsten Saft;
So warm das Fühlen, rührend selbst das Schweigen,
Unendlich groß, nur ungeübt die Kraft.
Jetzt ist es Zeit, daß Mann zum Manne stehe,
Und prüfend förd're des Genossen Werke,
Selbst wo der Freund in andern Farben gehe,
Noch am Contrast das eig'ne Sein verstärke.
Denn wie verschieden auch die Saiten klingen,
Wird jeder Ton nur einzeln voll und rein,
So müssen sie unwiderstehlich sein,
Wenn sie vereint das ganze Land durchdringen.
Das hoffen wir. — Du hast ein starkes Leben
Der Pflicht, den Deinen, unsrer Zeit gegeben;
Ich machte — Verse, weihe jetzt die rauhen
Gefänge Dir; es ist mein bester Kauf,
Du gabst mir Lieb' und männliches Vertrauen,
In Reimen zahl' ich Dir; sie stiegen auf,
Wie aus dem Strome schwebt die Wolke,
Dorthier wo unser Herz ist, aus dem Volke.“

Und wie auch immer die Gegenwart sich gestalte,
das Eine ist ihm klar, er weiß, wo seine Sympathie
ist: bei seinem Volke. Denn seine Lieder steigen
„Wie aus dem Strome schwebt die lichte Wolke
Dorthier, wo unser Herz ist, aus dem Volke.“

Der Inhalt der Gedichtsammlung ist ein sehr mannigfacher, doch lassen sich unschwer gewisse Richtungen unterscheiden. Neben einigen jungdeutsch gehaltenen (z. B. die Schmugglerdirne, der Tanzbär u. s. w.) finden sich ganz nette Proben echter Romantik, wie z. B. der außerordentlich zart ausgeführte „Kindertraum“, Göthische Reminiscenzen wie der „Elfentanz“, Schilderungen, an denen historische Studien und poetischer Drang gleichen Antheil haben, wie in den Arbeiten des späteren Schöffel, so z. B. „Junfer Gotthelf Habenichts“. Das letzte ist ein größeres episches Gedicht, das in frischer Weise an dem Em-

porkommen eines blutarmen tapfern Ritters den Gegensatz deutscher Treue und Kraft und romanischer Hinterlist zu zeigen versucht. Dieses Gedicht, wie das kleine Poem „Albrecht Dürer“, bilden den besten Uebergang zu seinem schon 1841 erschienenen ersten dramatischen Versuch: „Kunz von der Rosen“, schade nur, daß beide an einem wenig passenden Schlusse leiden. So vieles aber in jenem Gedicht oder im „Nachtjäger“ an den Mondschein und den Blumenkultus jener Tage obenhin erinnert, so zeigen doch schon gewisse Andeutungen und Aeußerungen, um wie viel kräftiger dieses Dichters Denken ist. Wie verständig und männlich z. B. wenn der 23jährige Poet sagt:

„Was ruft in die Tiefe der Zeiten, du Thor, dein
toller Mund?

Wie jene dereinst gesungen, wird nimmer, nimmer kund.
Was ihnen durch's Herz gezogen, das haben sie offenbart,

Das kann zu allen Zeiten ein jeder in seiner Art.

Denn Jedem schläft im Innern sein eigenes, gutes
Lied.

Und jeder nach dem Fremden umsonst die Kreise zieht.
Nur was in dir selbst erklungen, gibt reinen, vollen
Ton,

Und kannst du den nicht wecken, so schweige Dichter-
sohn.“

Oder wenn er bei Erwähnung der Teutoburger
Schlacht sagt:

„Die Söhne des wilden Gottes begannen die Schlachten-
lieder,

Und schlugen mit ihren Eisen den Tact in Römerglieder,
Und sangen dieselbe Weise drei Tag' und Nächte lang
Da hatte die deutsche Lyrik seltsamen, starken Klang“

Freilich der Poet ist schon durch die historische Schule gegangen, sein Patriotismus ist ein gesunder, kräftiger, Beweis dafür das schöne Gedicht vom eisernen Kreuz (S. 35), und wenn er seine Sammlung mit dem Liede vom polnischen Bettler beginnt, so klingt in diesem keine unklare Empfinderei hindurch, es sind Anklänge aus seiner Heimath, die so nahe dem Wallfahrtsorte von Czestochau liegt; nicht über die Theilung Polens wird darin geklagt, sondern nur über die Bru-

talität der Russen. Ergreifend wirkt ein — wie es scheint — aus Universitäts-Erinnerungen herstammendes Gedicht: „Des Burschen Ende“, das voll Gemüths-tiefe den frühen Ausgang eines blühenden Studenten im Zweikampfe schildert. In dieselbe Entstehungszeit dürften auch die meisten der unter dem Titel: „Trink-gelage“ gesammelten Gedichte gehören, unter denen sich recht hübsche Proben für den später so drall und packend heraustretenden Humor des Dichters finden („die Bauern und der Schulmeister“ z. B. oder „die Blume des Weines“ u. s. w.). Als sehr humoristisch gebe ich u. A. den Toast: Die „Schöpfung der Künstler“ an, aus dem Gedichte „an die Studenten“ aber mag eine Stelle hervorgehoben werden, die beweist, wie hoch der Dichter damals schon von dem Berufe des Studierenden dachte, eine Stelle, die auch jetzt noch ihren vollen Werth behält:

Auch ihr seid Krieger, sollt zum Kampfe fahren,
Ihr habt geschworen zu der Weisheit Fahnen,
Den Schatz des Wissens und des Geistes Bahnen,
Der Menschheit Habe seit viertausend Jahren,
Die sollt ihr treulich hütten und bewahren;
Und wachen sollt ihr bei der jungen Saat,
Die auf dem Grunde der Vergangenheit
Ergrünt als schönste Hoffnung unserer Zeit.
Ihr sollt das Wissen härten bis zur That,
Das Eisen des Gedankens bis zum Stahl,
Für euren Kampf mit Riesen und Gezwergen.

Nach diesen kurzen Angaben über Freytag's Leistungen als Dyrker, die übrigens schon den Dichter und späteren Culturhistoriker erkennen lassen, mag im Nachstehenden ganz flüchtig sein weiterer Werdegang durch seine Marksteine skizzirt werden.

1841 erhielt Freytag für sein Drama „Kunz von der Rosen“ von der Berliner Hofbühne einen Preis, 1844 begann er das Trauerspiel „Der Gelehrte“, das leider unvollendet geblieben ist, 1845 erschien das Schauspiel „Die Valentine“, dann begab sich Freytag auf Reisen, übersiedelte nach Dresden, schrieb das Ludwig Tieck gewidmete Drama „Graf Waldemar“, machte die Bewegung des Jahres 1848 — natürlich als Mitglied der gemäßigten Partei — mit, und schloß sich eng an Julian Schmidt an, der gerade damals in so gediegener und segensreicher Weise die „Grenzboten“ redigirte.

Durch ihn wohl wurde Freytag auch Journalist, freilich ein Journalist im besten, im höchst seltenen Sinne, denn sowohl seine Redaction der „Grenzboten“ als auch die Leitung der von ihm und S. Hirzel begründeten ausgezeichneten Wochenschrift „Im neuen Reich“ gereichen ihm entschieden zur Ehre. Welche Bedeutung Freytag dem tüchtigen Journalisten zuschreibt, wie trefflich er die Schmarogerpflanzen, das literarische Schmockthum kennt und charakterisirt, das erwies u. A. sein 1853 erschienenes Lustspiel „Die Journalisten“. 1855 gab Freytag seinen allbekanntesten Roman „Soll und Haben“, 1859 das Trauerspiel: „Die Fabier“, in demselben und den folgenden Jahren seine epochemachenden „Bilder aus dem Leben des deutschen Volkes“ (4 Bände), die Technik des Drama's, den Roman: „Die verlorne Handschrift“ und endlich die Biographie Karl Mathy heraus. Seine nächste Publication dürfte wohl den deutsch-französischen Krieg, den er im Hauptquartiere des Kronprinzen von Preußen mitgemacht, zum Inhalte haben.

Dies der kurze Umriss des äußeren Leben Freytag's. — Ueberblickt man aber sein reiches, vielseitiges Wirken, so zeigt sich uns eine steigende Werthzunahme, sobald wir ihn als Dramatiker, als Epiker, als Historiker, als Volkserzieher betrachten. Man wird gewiß dem Urtheile eines gediegenen Aesthetikers beistimmen, der Freytag den bedeutendsten unserer zeitgenössischen erzählenden Dichter nennt, auch eine nähere Betrachtung seiner epischen Werke wird dafür den Beweis liefern. — Doch betrachten wir ihn zuerst als Dramatiker.

Zwei Perioden der Entwicklung sind es, die sich hier zeigen, bestimmt durch die großen politischen Verhältnisse: die Epoche vor 1848 und die nach dem Bewegungsjahre.

Es wird nicht schwer halten, aus der Anlage der Persönlichkeiten, aus vielen Reden und Aeußerungen in den ersten Stücken, Anklänge an die jungdeutsche Schule zu beweisen. Die Vorliebe für ungebundene, abenteuerliche Charaktere, für die Indianer- und Prärie-Romantik, die Spitzbubentypen, die Erbitterung gegen die Serenissimuwirthschaft, gewisse Kraftworte zeigen dies an.

Freilich wird man auch unschwer in den Gestalten des Hofmarschalls und der Valentine, Anklänge an „Kabale und Liebe“ finden, wenn man auch auf die

neueren Literaturwerke die philologische Kritik anwenden will. Doch man vergesse nicht bei aller äußerlicher, scheinbarer Aehnlichkeit, welche ein Unterschied von den jungdeutschen Hervorbringungen! Die Abenteurer, die kraftsprühenden Menschen, die krankhaft gewordenen „interessanten“ Blasierten, sie alle stehen unter der Herrschaft sittlicher Gedanken, und die Anerkennung sittlicher Forderungen ist es, welche die schwachen und moralisch Erkrankten rettet und frei macht. Und hat eines der Stücke Freytag's die Absicht, der Gesellschaft und ihren unveräußerlichen Institutionen, der Religion, dem Staate, dem Rechte, der Ehe u. s. w. den Krieg zu erklären? Setzt sich in diesen Dramen etwa „das Laster zu Tische mit triumphirender Miene?“ Sind sie etwa gemacht, um ein blasirtes Publikum mit der angenehmen Ueberzeugung zu erfüllen, daß wir alle Schurke sind und die abgeseimte gewinnbringende Schurkerei, der frechste Sinnesgenuß der einzige Lebenszweck?

Die Antwort kann nicht zweifelhaft sein. Schon in diesen Stücken, im inneren Seelendrange, unter verwirrenden, verbitternden und mißstimmenden staatlichen und socialen Verhältnissen hat Freytag weder an sich noch an seinem Volke verzweifelt. Dies beweisen die geistige Gesundheit, der echte Humor des Dichters, der ihn zum Moralprediger gemacht — freilich nicht in Gellert's Sinn — nirgends wird dem Leser oder Hörer Moral oetrovirt, aber wer wird nicht geistig erfrischt, ermannt und hoffnungsvoll aus diesen Dramen gehen? — Denn alle diese Helden und Heldinnen — so unbehaglich, so höchstbedenklich auch oft ihre Lage ist — sie finden doch den rechten Weg, sie werfen das Leben nicht hinweg als werthlosen Tand, der nicht lebenswerth sei, sie beschließen, sich selbst zu vertiefen, zu veredeln, um das Leben besser tragen zu können und wir sind gewiß: sie werden des Leben's froh!

Betrachten wir die ersten Dramen Freytag's.

Das Fragment „Der Gelehrte“ ist kurzgesagt die Geschichte eines gelehrten Mannes (Walter) — vielleicht ein Erlebnis Freytag's selbst — der als Lehrer einer lebenswürdigen Comtesse, in aristokratischen Circeln lebend, eine tiefe Liebe zu seiner hochgeborenen Schülerin und dadurch wohl auch Theilnahme an der Lebensauffassung und den Standesvorurtheilen seiner Angebeteten faßt. Die Rückkunft der Comtesse, die nur aus Familiengründen ihrem Cousin, einem hohlen

Zunker vermählt werden soll, erregt Walter's Liebe und Eiferjucht auf's Höchste — man sucht seinen Ehrgeiz zu gewinnen, — der Minister macht ihm Anträge, aber Walter weist sie scharf zurück. Alle Aussichten auf Carriere sind geschwunden, die Comtesse wird verlobt, was bleibt Walter noch übrig?

Wäre er ein jungdeutscher Charakter, so müßte er sich einfach tödten oder noch besser — lächerlich werden. Keines von alledem! Walter hat Alles verloren, nur die klare Erkenntniß nicht. Er erkennt nun, daß er traumbefangen sich in dem stolzen Kreis als Ebenbürtiger wähnte, während man ihn nur als Paria betrachtete. Nun besinnt er sich, er weiß, wohin er gehört, er fühlt sich Eins mit seinem Volke, das er lange undankbar vergessen. Ihm weht er nun seine ganze Kraft, in der Uebernahme großer Pflichten, in ernster Lebensarbeit will er seine trügerischen Hoffnungen vergessen, seinen Irrthum sühnen. Gewiß ein männlicher, sittlicher Entschluß! — Und was sind die Dramen „Valentine“ und „Graf Waldemar“, durch einen Gedanken verbunden anders, als die Durchführung und Einschärfung des Sages, daß nur die Tugend glücklich mache, daß Entsagung und Pflichterfüllung auch in den verwickeltsten Verhältnissen eine rettende, heilende Kraft besitzen? Die beiden letzterwähnten Stücke, unmittelbar vor der Bewegung des Jahres 1848 geschrieben, sind durchjittert von jenem unruhigen Verlangen nach Aufregung, Veränderung. Neuem, Ueberraschendem, das auch den jungdeutschen Erzeugnissen sehr anhaftet. Aber wer möchte leugnen, daß in beiden eine entschieden sittliche Tendenz waltet? Der Aufbau beider Stücke ist sehr ähnlich, sie sind Seitenstücke; in Beiden wird der Hauptheld aus bedenklichen Situationen gerettet durch einen kräftigen, klaren Charakter, durch die reinigende Gewalt einer reinen Liebe; in Beiden lasterhafte Große und unbedeutende Zunkerexistenzen als Folie! Wird in der Valentine eine groß angelegte Frauennatur, aus der ungefunden Atmosphäre eines kleinstaatlichen Hoflebens, in der sie Gefahr läuft, zur herzlosen Intrigantinnen zu werden, durch den imponirenden, echt männlichen Saalfeld befreit und tritt dabei die Hoheit gegenseitigen Opfermuthes auf's Schönste zu Tage, so fesselt uns der oftgerühmte, bühnenwirksame „Graf Waldemar“ mit seiner trefflichen Exposition, seinen gelungenen Charakteren, bis zu dem freilich verzeichneten

Schlusse, noch mehr. Welche lebendige Bewegung der Handlung, welche frische Sprache und nun erst welche lebensvolle Charaktere! Wie gut ist doch eine gewisse Art der Aristokratie geschildert in diesem zum Herrscher geborenen, mit sich und den Andern kühn und oft frevelnd spielenden Waldemar, dem reich begabten, aber aus Mangel an großen Lebensaufgaben blasirt gewordenen Lebemann!

Wie naturwahr sind sie doch die Statistenfiguren eines Raudor, Hugo u. s. w. und endlich jener Typus dürftig lakirter Barbarei, jener falschspielende Fürst Udajschkin! Dazu die Episodenfiguren des Gärtners, Kammerdieners, Richters, der Frau Box u. s. w.

Wie wirksam sind Licht und Schatten vertheilt, der frischen reinen Erscheinung der pflichttreuen, opferfähigen Gärtnerstochter steht düster und unheimlich die leidenschaftlich egoistische Pavonufürstin gegenüber. Und vorzüglich ist dem Dichter gelungen, uns die Kraft des erregenden Motivs in der Seele des Helden zu zeigen. Kurz, mögen die beiden genannten Stücke vielleicht im Einzelnen manches Bedenken erregen; daß sie auf der Bühne wirken, weiß man, über ihre ethische Bedeutung kann ebenfalls keine Frage sein. Der Begriff der Pflicht, die Forderung des Opfers sind es, die gerade in der Literatur jener Tage zur Seltenheit geworden. Hier finden wir sie — aber freilich die Opfer, die da gebracht werden, sie sind nur Opfer aus Liebe, Opfer der Ehre. Viel höher erhebt sich der Dichter in der zweiten Epoche seines dramatischen Schaffens, in den „Journalisten“ und vornehmlich in den „Fabiern“. Das erste dieser Stücke, eines unserer besten Lustspiele, in behaglichem Humor und sonnenheller Heiterkeit einherschreitend, ist ein großer Schritt vorwärts. Der Dichter war im Volke, er kennt dessen politische Strebungen, ihm ist der Staat und die Thätigkeit für denselben das Höchste geworden. Und auch die Träger der Hauptrollen sehen die Sache so an. Professor Oldendorf ist entschlossen, die Braut seiner politischen Ueberzeugung zu opfern, Bolz, der lustige, prächtige Bolz ist sich völlig bewußt, wie viel Resignation zum Journalistenberufe gehört, und doch ist er mit ganzer Seele dabei.

Wie gut klappt in diesem Stücke Alles, wie spannend ist die Handlung; auch die Tendenz, die den tüchtigen Journalisten mit Wärme und gemüthsvoller Theil-

nahme verherrlicht, ist löblich, um so mehr, als die Troßknechte und Marodeurs dieser „sechsten Großmacht“ die Schmock's und Blumenberge mit Spott und gebührender Verachtung behandelt werden.

Die Gestalten des Bolz, Piepenbrück und Schmock werden stets dankbare Charakterrollen bleiben und nie der allgemeinen Sympathie ermangeln.

Anderß geht es den Gestalten des antiken Kothurns, wie sie uns Freitag in seinem einzigen Versuche im historischen Trauerspiele, in den Fabiern 1859 vorführte. Das Publikum stellte diesen pathosvollen, in klassischen Formen sich bewegenden dramatischen Scenen aus dem römischen Ständekampfe seine Unkenntniß entgegen. Wenngleich das Stück getreu der Zeit entspricht, die es darzustellen unternimmt, wenn auch kein einziger Gedanke sich darin findet, der — wie H. v. Treitschke so richtig sagt — nicht in einem Römerkopfe gelebt haben könnte, so liebt man doch das Stück, wenigstens bei uns in Wien, selten, denn es ist ja nicht von — Shakespeare und nur von diesem erträgt die conventionelle Bornirtheit Römerdramen. Die Grundidee des Stückes ist übrigens einem materialistischen Publicum, welches das Wort „Opfer“ wie das Wort „Staat“ aus seinem Wörterbuch gestrichen, ohnedem unverständlich. Wo aber die Ueberzeugung nicht durchgedrungen, daß der Staat, der höchste, irdische Besitz, daß des Mannes schönster Ruhm und höchste Ehre in dem Opfer und der Arbeit für den Staat zu suchen, da muß dieses Drama fallen. — In Deutschland hat es große Erfolge gehabt*).

Einen Hauptvorwurf unter den vielen ungerechten, die eine gewisse Species der Journalistik dem Dichter gemacht, war der: er sei in den „Fabiern“ für das „Dunkelthum“ eingetreten, er habe eine „verdächtige Neigung für Aristokratie“. Diesen Vorwurf hörte Freitag nicht zum ersten Male, auch bei seinem Hauptwerke, das allein schon seinen Namen unserem Volke erhalten würde, bei seiner großen epischen Leistung, dem „Soll und Haben“ äußerte man diesen Tadel.

Der Troß wird dem im besten Sinne aristokratischen, eleganten und feingeistigen Dichter, der niemals

*) Als ein hochwichtiges Werk für die Theorie der dramatischen Dichtung nenne ich die 1863 erschienene „Technik des Drama“.

in das Gejohle der Massen einstimmt, dieses Wort auch ferners zurufen. Doch jedesfalls mit Unrecht — das Bürgerthum und nicht das Junkerthum ist es, das Freytag in seinen Romanen feiert.

Das deutsche Bürgerthum, das ein volles Recht darauf hat, Freytag seinen Dichter zu nennen.

Der Roman „das moderne Stiefkind des Epos, die bequemste Ablagerungsstätte jedes Gedankens, jeder Stimmung“ ist dazu angethan, namentlich in den Zeiten großer Gährung, wenn das Alte angegriffen, Neues emporgehoben wird, eine Macht, ein culturgeschichtlicher Factor zu werden. Und in der That, in jenen Zeiten, in denen es nicht ohne Gefahr war, seine politischen Ansichten offen zu bekennen, schilderte man mit Vorliebe im Roman unter dem Bilde vergangener Persönlichkeiten und Zeiten die gegenwärtigen und übte dadurch Kritik an dem Bestehenden. So entstand und blühte der Tendenzroman. Das Verdienst von Willibald Alexis (des deutschen W. Scott) muß hier unverkümmert anerkannt werden, der zuerst das Gefühl des Volkes für die vaterländische Geschichte der leidens- und erhebungsvollen Jahre 1813 ff. begeisterte; er ist der eigentliche Schöpfer des neuen Geschichtsrromans, der sich in dem Cultus des vaterländischen Gedankens über den Streit der Partheien und die Noth des Augenblicks rein und kräftig erhob“. Das war freilich eine ganz treffliche Nahrung für unser Lesepublicum, doch wer weiß es nicht, was nachkam, wer kennt sie nicht jene Mysterienromantik der vierziger Jahre*), die Schauer geschichten von genialen Spitzbuben und die mit hochwichtiger Miene erzählten Pariser Abenteuer. Wenn den Einen die interessanten Mörder im Genre von Bulwer's Eugen Aram die Köpfe verwirrten, so gelang es leider oft einer gewissenlosen Uebersetzungspeculation mit dem Noth und Unrath der Sue, Paul de Kock und wie die übrigen französischen Fabricanten sittenverderbender Romane heißen mögen, die Seelen unserer jungen Lesewelt zu beschmutzen. Wer kann es künden, welch' ein Unglück damit erzeugt wurde! Wäre man im Stande, statistisch die Verführung und ihre Folgen,

*) Freilich auch schon in Tieck's Jugendentwicklung fällt diese Richtung der Literatur in für ihn sehr verderblicher Weise; vergl. darüber das ausgezeichnete Werk von Bahm, die romantische Schule. Berlin. Gärtner 1870.

die jene verdammenwerthen Scribler veranlaßt, auszudrücken, entsetzt müßte man davor zurückfahren! Damit verglichen sind die „Geschichtsfinn verderbenden“ Romane der Frau Louise Mühlbach u. A. doch noch Gewinn!

Kein deutscher Roman aber hat wohl schädlicher gewirkt, hat mehr und mehr, gerade unter den Gebildeten schiefe Auffassungen des Lebens und seiner Ziele erzeugt, als der berühmte neunbändige von Karl Gutzkow, der unter dem Titel: „Die Ritter vom Geiste“ 1850 erschien. Jener Tendenzroman, der auch heute noch zahllose Anhänger zählt!

Das war eine so amüsante Neuauflage des Welt Schmerzes Heine's und der Anklagen Börne's gegen das Leben. Auch Gutzkow weist nämlich nur auf die Schattenseiten des Lebens, wir lernen auch bei seinen Helden und Heldinnen nur die Schattenseiten kennen, sie, wie die episodischen Figuren sind beinahe Alle krank. — Nach dem, was Julian Schmidt und Kreyßig in neuester Zeit (in seinen empfehlenswerthen Vorlesungen über den Roman der Gegenwart) gesagt, bleibt nichts zu bemerken übrig, als daß kaum je ein Roman geschrieben ward, von ähnlicher Unklarheit und einem ähnlichen Mangel an politischem Urtheil, ähnlicher Verzeichnung der Charaktere, labyrinthmäßiger Verschlingung aller Ereignisse, völligem Abhandensein einer Haupthandlung, kaum ein Roman, der uns unser Geschlecht so widerwärtig machte, der uns so sehr die Ueberzeugung verschaffte, daß eigentlich Alles des Untergangs werth sei, kaum einer, der eine niederdrückendere Wirkung auf den Leser ausübt. Nach Gutzkow ist die Menschheit verloren, wenn sie nicht durch einen neuen Geheimbund der Ritter vom Geiste, die sich aber leider selbst nicht kennen sollen, die nicht wissen, was sie wollen und sollen, kaum recht was sie nicht wollen, errettet wird. Welcher Leser von klarem Verstande und warmen Gefühle möchte nicht das Urtheil, das Gutzkow irgendwo ausspricht, auf die Ritter vom Geiste anwenden, wenn er sagt:

„Seht diese Geistreichen! Wie sie sich recken und dehnen, um wunderbare Figuren zu Stande zu bringen! Und der schlanke Wuchs der Ueberzeugung fehlt. Diese Menschen sind unser Unglück. All' ihr Geist befruchtet nichts, gestaltet nichts.“

Und dergleichen in sich selbst unfertige Dichter, dergleichen unfertige Richtungen, Mißtrauen in die

eigene Kraft bebrütend, die sittlichen, kurz alle gegebenen Begriffe auflösend in windige Declamation und unthätiges Seufzen, sie wagten es, sich ihren Zeitgenossen als Erlöser und Befreier anzuempfehlen, ihren Zeitgenossen, die ungleich klarer, gesunder und arbeitssamer waren. Gerade weil sich die staatlichen und sozialen Verhältnisse theilweise traurig und nicht genügend darstellten, so wäre es eine Ehrenpflicht des Dichters, seine heilige Aufgabe gewesen, sein Volk vor Verzweiflung, vor Verbitterung und vor dem Versinken in haltlosen Materialismus oder abgeschmacktes Philistertum zu bewahren, indem man ihm Achtung vor sich selbst erweckte, Hoffnung gab, und hinwies auf die frisch und freudig sprudelnden Quellen seiner Kraft. Und dieß war trotz alledem möglich, man mußte unser Volk eben da suchen, wo es gesund war, wo es stets am Tüchtigsten ist — bei seiner Arbeit. Hier in das „nüchternste Gebiet der nüchternen, alltäglichen Erde und des sehr nüchternen neunzehnten Jahrhunderts, in das Haus, den Kramladen des Bürgers, auf den Schauplatz der modernen geschäftsmäßigen Arbeit“ mußte die Dichtung einkehren, wenn sie wirken sollte. Und ihr Eingang ist dort gesegnet gewesen für sie und für uns. „Gustav Freytag war der Dichter, der sich 1855 mit seinem Romane „Soll und Haben“ (Leipzig S. Hirzel) dieser Aufgabe unterzog. Der Erfolg war ein außerordentlicher, beispielloser — der größte Erfolg des deutschen Romanes überhaupt! „Soll und Haben“ sagt Kreyßig a. a. O. mit Recht „könnte in der Technik der Darstellung eben so gut wie Homer als Muster und Beispielsammlung für Lessing's Laokoon dienen.“ Aber nicht bloß formell, sondern auch inhaltlich ist „Soll und Haben“ eine vollendete Leistung. Mit dem ausgesprochenen Zwecke geht Freytag daran, das Volk in seiner Muthlosigkeit aufzurichten, ihm ein Bild seiner Tüchtigkeit zu geben. Wo aber hatte Freytag damals die Tüchtigkeit anders finden können, als in den wirthschaftlichen Verhältnissen? Meisterhaft ist denn nun die Schilderung dieser Beziehungen gelungen. Da sind Frivolität, Prüderie und Blasiertheit gleich fern und die warme Theilnahme eines Herzens, das sich seine Jugend zu bewahren gewußt hatte und darum die Jugend versteht, eint sich mit dem klaren und sicheren Blick eines Menschenkenners, um Bilder zu schaffen, die in ihrer Art den schönsten Blüten englischen Humors Nichts

nachgeben.“ Die Handlung ist einfach aber völlig lebensvoll und naturwahr, ruhig schreitet sie vorwärts, nur als sich das Idyll verständiger Arbeit in die Epik der Polenkämpfe verwandelt, wird das Tempo ein beschleunigteres. Sie ist allgemein bekannt, wohl kann ich mich einer Inhaltsangabe entziehen, doch von den Hauptpersonen will ich nicht schweigen. Welche prächtige Repräsentanten deutschen Wesens sind doch die Anton die Fink, die Schröter, Sturm u. s. w. jeder in seiner Weise! Anton der einfache, bescheidene, pflichtgetreue Jüngling, ohne Egoismus, voll Opferwilligkeit, der sich Alles idealisirt, überall an die Andern und nie an sich denkt, ein frischer, reiner Bursch an Leib und Seele! Und wiederum Fink, der Deutsch-Amerikaner, der sein treffliches Herz hinter Wigen verbergen will, der Mann recht geboren zum Herrscher, der überall, wohin er tritt, treue, begeisterte Freunde und erbitterte Gegner findet. Fink, der Mann mit dem weltmännischen Blick und dem sicheren Benehmen, der tapfere, kavalierrmäßige, selbstbewußte Fink — wie man sagt, das Porträt des Dichters selbst — wären wir nicht geeignet, in ihm den Typus jener Generation zu erkennen, die nun noch in den Knabenjahren im neuen Reiche heraufwächst, gewohnt an große Aufgaben und Verhältnisse, muthig und kraftbewußt, auf das eigene Können und Beharren sicher vertrauend! Doch möchten wir die bescheidenen, ruhigen Antonnaturen nicht missen, auch in ihnen spricht sich ein trefflicher Charakterzug unserer Volksart aus. Nicht minder in dem strengen, unachtsamen, wohlberrechnenden Leiter des Geschäftes in F. O. Schröter — solche Solidität, solche Achtung vor dem eigenen Wesen und dem der Andern, so klare Einsicht und rasche Energie muß dem deutschen Kaufmannsstande stets innewohnen, wenn er gesund und auf dem Weltmarke siegreich sein will.

Aber auch die Männer vom Geschäft, der ruhige, kategorische Pix, der schüchterne Liebold, der excentrische Specht, der fromme Baumann, sie vertreten in ihrer Pünktlichkeit und der liebevollen Anhänglichkeit an das Haus, dem sie dienen, gerade so wie der prächtige Auflader Sturm typische Züge deutscher Kraft und Volksgesundheit. Und welch gelungenes Abbild jungfräulicher Schüchternheit und hausmütterlicher Routine ist doch die Schwester des Kaufmannes — Subine! Freytag liebt es, Gegensätze zu schildern; dem soliden, gemüthlichen Behagen, der ehrlichen Rührigkeit

der deutschen Wirthschaft, dem ruhigen Fortschritt des deutschen Staats stellt er die Schilderung der Wucher- und Gaunerpraktiken der würdigen Herren Hirsch, Ehrental, Beitel, Kig, Löbl, Pinkus, Schmeie, Tinkles, Dr. Hippus und die revolutionäre polnische Mißwirthschaft gegenüber. Was ihn aber dabei von Gutzkow so sehr und zu seinem Vortheile unterscheidet, ist: daß er weder seine Helden und Lieb-linge zu Engeln, noch auch ihre Gegenspieler zu Teufeln macht.

Freitag geht von dem ebenso liebenswürdigen, als wahren Sage aus, daß keine Menschenseele so vom Grunde aus verderbt sei, daß nicht doch in irgend einem Winkel derselben das Gute sitze. Und hat er bei seinen Lieblingen Schattenseiten des Charakters, Schwächen und Thorheiten nicht verborgen, so weiß er uns bei den negativen Charakteren stets noch etwas positives zu zeigen. Dieß ist bei dem Wucherer Ehrental die Liebe zu seinem Sohne Bernhard, in dem er überhaupt einen edlen Repräsentanten des Judenthums geschaffen, in Hippus, dessen Sorge für seinen kranken Schüler, in Tinkles dessen Dankbarkeit gegen Anton. — Auch sonst noch hat Freitag Gegen-sätze gebracht, der einfachen bürgerlichen Haushaltung gegenüber wird uns eine elegante anziehende Aristokratenfamilie, die des Freiherrn v. Rothsattel vorgeführt, die an der falschen Auffassung des Verhältnisses zwischen Können und Wünschen zu Grunde geht. Und auch hier sehen wir, wie billig und edel Freitag schildert, diese Aristokraten sind nicht jene rohen rücksichtslosen Junker, wie sie in den meisten Romanen zum abschreckenden Beispiele erfunden wurden, sondern feine lebenswürdige Leute, die nur daran leiden, daß sie im Verkehr stets ein „bis hierher und nicht weiter“ kennen und sich nicht recht in die Zeit schicken wollen.

Die Zeit — das sehen wir im Verlaufe des Roman's, geht aber über sie zur Tagesordnung — der Erfolg gehört dem deutschen Bürgerthum, aber nur dem, das rastlos sich bethätigt. — Hat uns nun Freitag damals mit „Soll und Haben“ einen glänzenden, auf-richtenden und tröstenden Beweis für unsere Stärke in der Wirthschaft gegeben, hat er uns gezeigt, daß die Grundlagen unseres Volkes triebkräftig sind und zu den besten Hoffnungen berechtigen, so konnte er ein Jahr-zehnt später mit ebenso großer Berechtigung die Be- deutung der deutschen Wissenschaft, die hoff-

nungsvolle Entfaltung geistiger Arbeit zum Inhalte eines Romans machen, in einer Zeit, als die Ver-treter des Gelehrtenstandes aufgehört hatten, bloß Theoretiker oder charakterlose und unpraktische Spe-cialisten zu sein, in einer Zeit, in der die wissenschaft-liche Thätigkeit im engen bewußten Zusammenhang mit den größten Aufgaben des deutschen Volks stand, in der sie vorgearbeitet hat, auch für die endliche politische Selbstständigkeit und Größe der Nation!

In dieser hoffnungsreichen strebelustigen Zeit ward die „Verlorene Handschrift“ geschrieben und her-ausgegeben. Mit innigem Behagen ist sie in allen Universitätskreisen gelesen worden, der Gebildete erfreute sich an den hoheitsvollen Reden, an dem rhetorischen Schwunge, der zutreffenden Erfindung, dem Aufbau der Handlung, vor Allem aber an den köstlichen Charakteren, in denen man unschwer Bekannte finden mochte.

Und dennoch den durchschlagenden, allgemeinen Erfolg von „Soll und Haben“ hatte dieser zweite Roman nicht. Dieß begreift sich leicht: denn die gelehrte Arbeit ist doch nur Beschäftigung eines Bruchtheils unserer Nation, die Bedingungen zum eindringenden Verständ- nisse derselben sind doch entschieden anspruchsvoller, als dort bei „Soll und Haben“.

Denn für das, was so recht die Seele bildet in der „verlorenen Handschrift“, fehlen dem großen Publicum die Organe der Wahrnehmung. — Was ist doch eine Tacitus Handschrift für gewöhnliche Romanleser! So begeistert die erhabenen Ideen, die in diesem Werke ausgesprochen werden, von den Gelehrten als die den echten Jünger der Wissenschaft leitenden anerkannt wur- den, so freudig in diesen Kreisen die correcte und far- benreiche Schilderung des Universitätslebens begrüßt ward — die große Menge der Leser hielt sich doch lieber an das Beiwerk, sah in der „Ise“ eine unmögliche Erscheinung, sprach dergleichen Frauen die Realität ab, nannte manches manierirt, ärgerte sich über Herrn Hummel's trefflich angelegte, aber schließlich doch ver-zeichnete Gestalt, fand zu wenig Pulsschlag der Hand- lung und tadelte die Schilderung der Fürstenwirthschaft als veraltet oder zu kraß. Nicht überall ohne eine ge- wisse Berechtigung; die ästhetische und culturgeschichtliche Bedeutung von „Soll und Haben“ besitzt die „verlorene Handschrift“ wol kaum. Und dennoch wünschte ich auch diesem Roman recht zahlreiche Leser, denn ich kenne keinen, in dem die Bedeutung, die hohe veredelnde

Wirkung der gelehrten Thätigkeit, dieses Ringens um die Wahrheit und des Kampfes gegen die Lüge in jeder Form so hinreißend, so ergreifend geschildert ward, als hier. Gestalten, wie die Werner's, in ihrer reinen Hoheit, Persönlichkeiten von der beinahe kindlichen Gutmüthigkeit eines Raschke u. s. w., sie sind nicht die Traumgestalten eines schwärmenden Dichters, sie leben und leben unter uns und erweisen auf's Neue wieder die Jugendfrische, sittliche Kraft und kernige Gesundheit unseres Volkes. Beide Romane Freytag's geben uns diese tröstliche Ueberzeugung; in beiden ist das außerordentliche Erzählertalent des Dichters ersichtlich, in beiden aber auch die Klarheit über die Seelenvorgänge der von ihm geschilderten selbständigen Charaktere.

Spricht sich das Erstere in einer Unmasse naturwahrer plastischer Schilderungen aus — ich nenne nur die Polenkämpfe in „Soll und Haben“, die Pavillonsgeschichte in der „verlorenen Handschrift“ — so ist er in letzterer Hinsicht weit entfernt, von jener schablonenhaften Behandlung, die in der Roman-Literatur so gang und gäbe ist, von einer Behandlung, welche die Charaktere des Romans so handeln und sprechen läßt, daß man doch stets die Fäden bemerkt, mit denen der Dichter diesen seinen Puppenfiguren Arme und Beine bewegt, und daß man stets merkt, daß nicht diese Puppen, sondern immer wieder der Dichter spricht. Die Freytag'schen Gestalten dagegen haben ein eigenartiges Leben, sie sprechen und handeln so wie sie ihrer Natur nach müssen. Wie die Charaktere des Sophokles und Shakespeare tragen sie in ihrer Brust das Gesetz, nach dem sie handeln. Deshalb flößen sie uns auch ein so großes Interesse ein, weil wir mit ihnen menschlich fühlen können, weil sie nicht abstracte Ideen oder überwundene Standpunkte des Dichters verkörpern oder nur seine Lesefrüchte in aufdringlicher Geschwägigkeit uns vorplaudern. Und dieß Eine mag schließlich noch Erwähnung finden: Das Gefühl das uns beim Lesen dieser Romane durchdringt, ist das reiner wahrer Lebensfreude, wir sehen daß dieses Leben doch so unendlich viel Schönes und Gutes bietet, daß die Menschen nicht durchweg kalte sich die Lebenslust verengende Egoisten sind, wir fühlen es, daß Alles darauf ankommt, wie wir selbst sind, und in welcher Art wir uns zum Leben und zu unseren Mitmenschen stellen. Und die Ueberzeugung wird uns bei dieser Lektüre erfüllen, daß das Leben eine große Aufgabe ist, die wir ehrenvoll zu

bestehen haben, und daß wir mit unserem Dasein auf Erden Pflichten gegen die Gesellschaft übernehmen, durch deren tüchtige Erfüllung uns erst die rechte Heiterkeit und Lebenswärme zu Theil wird.

Es ist etwas Großes, wenn die Romanlektüre unsere Lebensauffassung klärt und unsere sittlichen Grundsätze so stärkt wie es hier geschieht. — Nach alledem ist es gewiß nicht zu viel, wenn ich Gustav Freytag unter den neuesten Romanschriftstellern nur den bei uns in Oesterreich viel zu wenig gekannten Fritz Reuter als ebenbürtig an die Seite setze*).

Noch in einer Richtung aber muß der vielseitige Dichter betrachtet werden, in einer Richtung, zu der er schon früh den Trieb in sich fühlte. Schon sein humoristisches Stück Kunz von der Rosen ist aus geschichtlichen Studien hervorgegangen; in Breslau wollte er als Docent historische Vorlesungen halten, in den „Bildern aus dem Leben des deutschen Volkes“ aber, die 1859 bei S. Hirzel, dem trefflichen Verleger der Freytag'schen Werke erschienen, zeigte sich der Dichter auch als gediegener, höchst anregender Historiker, dessen Bücher nicht bloß den Fachgenossen, sondern auch dem großen Publicum reizvoll erschienen. Auch hier bin ich genöthigt weiter auszuholen und auf zwei Richtungen aufmerksam zu machen, die vor dem Erscheinen von Freytag's epochemachenden Geschichtsbildern in unserer historischen Kunst und Wissenschaft sich Bahn brechen. — Gegenüber der bloß diplomatischen und der trockenen nur durch neue Hypothesen, durch neue Combinierung des Altbekanntes belebten Erzählungen von Haupt- und Staatsactionen, gegenüber der einseitigen Berücksichtigung der Regenten-, Kriegs- und Kirchengeschichte, hatte unsere moderne Geschichtsschreibung mit großem Erfolge sich auch der Erforschung und Darstellung geistiger und wirthschaftlicher Verhältnisse zugewendet. v. Ranke's unvergleichliche Werke, Schloffer's literar-historische Excurse in seinen Geschichtswerken, v. Raumer, Gervinus, Droysen, Mommsen, Curtius, v. Sybel, Häußer, M. Duncker, Burckhard u. A., brauchen wol nur genannt zu werden**), um damit an gewaltige Leistungen

*) Vgl. über dessen Werke Freytag a. a. D. 102—122.

**) Leopold v. Ranke's sämtliche Werke (Neue Aufl.), Gervinus, Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts und

zu erinnern. Aber noch immer schien es dem großen Publikum nicht genug. Vielfach sich mit Hegel'scher Auffassung berührend, trat die mächtige Arbeitskraft des genialen Engländers Buckle*) mit souveräner und ungerechtfertigter Verachtung des bisher Geleisteten auf und forderte eine Geschichte des Volksgeistes als etwas ganz Neues, in echt englischer Unwissenheit darüber, daß schon Herder in umfassender und geistreicher Weise dasselbe gefordert**), daß Iselin, Schlegel, Hegel Ähnliches verlangt. Ähnliches suchten auch die „Erfinder der Völkerpsychologie“ Lazarus und Steintal zu leisten. Man stellte sich die Aufgabe, die Eigenthümlichkeit der verschiedenen Volksseelen durch genaue Studien der geographischen, klimatischen, ethnographischen und politischen Bedingungen ihrer Entwicklung, sowie durch gründliche Erforschung des ihnen Eigenthümlichen in Religion, Staat, Recht, Wissenschaft, Kunst, Wirthschaft und Sitte verstehen zu lernen. Wer mag es aber leugnen, diese construirende Schule, die es unternahm, mit relativ wenigem Material sogleich ein System zu schaffen und zu den äußersten Consequenzen zu eilen, wie oft hat sie doch völlig willkürlich und frivol mit dem Concreten geschaltet, wie oft hat sie das frische Leben in das Prokrustesbett vorgefaßter Meinung eingezwängt! Führte diese Richtung mehr oder minder glücklich zur Philosophie der Geschichte, so war die Lösung der andern der Ruf nach Culturgeschichte! Frug man sich dort um die verschiedenen Volksgeister, um ihr Zusammen- und Entgegenwirken und suchte man aus den Resultaten dieser Betrachtung die Geschichte der Weltcultur darzustellen, so kam man auch zu den höchsten Fragen, man construirte und inducierte die Gesetze des geschichtlichen Werdens, man suchte und fand Gesetze der politischen und socialen Ent-

wickelung, man warf die große Frage auf, ob Nothwendigkeit oder Freiheit das Leben der Menschen bestimme, oder ob das Letztere ein Resultat aus beiden Factoren sei. In jüngster Zeit ward diese Betrachtungsweise durch die gewaltigen Leistungen auf dem Gebiete der Naturwissenschaft (vor Allem durch Darwin) und der vergleichenden Sprachforschung (Aug. Schleicher) mächtig gefördert.

Die zweite Richtung, die vor Allem eine Culturgeschichte der einzelnen Völker verlangte, ließ die philosophischen Erörterungen bei Seite und strebte vor Allem mit unleugbarem Fleiße und achtungswerter Selbstbescheidung Stoff zu sammeln und Materialien aufzuspüren, aus denen sich ein möglichst getreues Bild der Culturentwicklung darstellen ließ. Rührige Männer, wie Karl Biedermann, Wattenbach, die beiden Falke, Johannes Müller, Mone, Grünhagen, Koppmann, Laurent, Hirsch, H. Sailer u. v. A. erwarben sich in der Herbeischaffung und gediegenen Verarbeitung und Ausnützung von schätzbaren culturhistorischen Materialien große Verdienste. Eine eigene Zeitschrift für Culturgeschichte — die freilich bald wieder einging — erschien, die Gegner aber spotteten über die „kuriosen“ Geschichten, die da an's Tageslicht emporkämen. Mit Fug konnte man einwenden, daß die antiquarischen Forschungen sehr häufig — indem sie jede specielle Tracht, jede specielle Münze, jedes alte Sprichwort mit deutscher Gründlichkeit beschrieben und erläuterten —, gar oft des großen Ganzen vergaßen und eine Trennung der Culturgeschichte von der allgemeinen Geschichte herbeiführten, die der ersteren, isolierten und dadurch lebensunfähig gewordenen mit Recht den Vorwurf der Naritätenkrämerei auslud.

Und doch sind jene zu den höchsten und kühnsten Gedanken sich erhebende abstracte Auffassung, wie die in das concreteste Detail sich vertiefende Forschung, nur die zwei Seiten einer und derselben Aufgabe. Denn durch die richtige Verarbeitung des gründlich erforschten und ruhelos herbeigeschafften historischen Quellenstoffes kommt man von selbst zu den allgemeinen Ideen und Gesetzen und lernt die geistigen Physiognomien der Völker kennen. Und oft spiegeln sich — wie v. Treitschke so schön sagt — noch klarer, als in den großen Staatsaktionen, die innersten und entschiedensten Eigenheiten einer Zeit wieder in der Enge des häuslichen Lebens, in dem Verhältnisse von Mann und Weib, in

Historische Schriften, v. Raumer: Hohenhausen, Droyßen: Geschichte der preussischen Politik, Vorlesungen über Freiheitskriege, York's Leben, Mommsen: römische Geschichte, Curtius: griechische Geschichte, v. Sybel: Geschichte d. französischen Revolution, Häufiger: deutsche Geschichte, M. Duncker: alte Geschichte, Burckhard: die Cultur der Renaissance. Ausführlicher sprach ich über die Leistungen der modernen Historiker des neunzehnten Jahrhunderts in meiner 1865 erschienenen Schrift: Zur Entwicklungsgeschichte der deutschen Historiographie, deren zweite, sehr vermehrte Auflage ich vorbereite.

*) History of Civilisation.

**) Vgl. darüber vornehmlich Seitzner, Geschichte der deutschen Literatur. III. 3. S. 23 ff.

den stillen Kämpfen eines einsamen Herzens *). Und wahrlich dankenswert war es, wenn man es zu zeigen unternahm, wie sich die großen Bewegungen des Staatenlebens, die Entwicklungen und Errungenschaften des menschlichen Geistes in der Seele der Einzelnen gespiegelt, welchen Proceß sie dort hervorgerufen. Die Schilderungen der Seelenzustände, der Erweiterung, Erfüllung und Bildung des geistigen Inhaltes des Einzelnen in den verschiedenen Geschlechtern, Altersstufen, Ständen und Berufsarten zu unternehmen; zu verfolgen, wie die socialen, die staatlichen, die religiösen Verhältnisse auf die Einzelnen gewirkt, wie sie dieselben gehemmt, wie gefördert, was sie ihnen genügt, was geschadet haben; von diesem Gesichtspunkte aber die großen Bewegungen in den Entwicklungsperioden unseres Volkes zu betrachten, dieß alles lag eingeschlossen in dieser Aufgabe. Kühn betrat Freitag diesen Weg. In einer Reihe nacheinander erscheinender Bände **) legte er die Früchte seiner gründlichen Studien vor; genaue Kenntniß des Quellenstoffes, der Literatur bis zu den seltensten Flugblättern, die ihm die reiche Sammlung seines Freundes S. Hirzel verschafften, Benützung von zeitgenössischen Berichten, Tagebüchern, Autobiographien geben den Schilderungen seines Werkes nicht bloß eine sichere Grundlage, sondern auch eine ungemein frische und plastische Bestimmtheit. Dazu nun die fesselnde, geistvolle Darstellung! Nicht um das Einzelne, das er voll Oekonomie gruppiert und anordnet, ist es Freitag zu thun, auch er sucht uns einen belehrenden Einblick in die allmähliche Entwicklung der deutschen Volksseele zu verschaffen. Und noch eine Tendenz verfolgte Freitag. Seine ursprüngliche Absicht ging dahin, an Aufzeichnungen vergangener Menschen aus den letzten Jahrhunderten einige der großen Gedanken darzustellen, welche aus dem Strom der Geschichte für die Zukunft geschöpft werden können. Aber im Laufe der Zeit erkannte er, daß er tief in das Mittelalter zurückgreifen müsse, um Eigenthümliches der Cultur und des Gemüths in seinem Werden, Wirken, Vergehen ähnlich zu beobachten, wie wir gesetzliche Wandlung an Baum und Blättern begreifen. Jene höchsten Fragen, von denen ich früher sprach, auch Freitag regt sie an und sucht Beiträge zu ihrer Beantwortung zu liefern.

*) Vgl. v. Treitschke's meisterhafte historische und politische Aufsätze. S. Hirzel. Leipzig. 4 Bde.

**) Bilder aus der deutschen Vergangenheit. Leipzig S. Hirzel. 6. Aufl. 1871.

Schon in der meisterhaft geschriebenen und gedachten Einleitung, an welcher Historiker und Dichter gleichen Antheil haben, legt er sich die Frage nach den Factoren der Weltgeschichte vor, er findet sie in der steten Wechselwirkung des Ganzen auf den Einzelnen und des Mannes auf das Ganze. „Das freie Verständnis in der Geschichte vertritt der Mann, die Volkskraft wirkt unablässig mit dem dunkeln Zwange einer Urgewalt und ihre geistigen Bildungen entsprechen zuweilen in auffallender Weise den Gestaltungsproceß der stillschaffenden Naturkraft, die aus dem Samenkorn der Pflanze, Stiel, Blätter und Blüthe hervortreibt.

Als Aufgabe des Geschichtschreibers erscheint Freitag: das schaffende Leben der Nationen zu erforschen. „Ihr, der historischen Wissenschaft, sind die Seelen der Völker, die höchsten geistigen Gebilde, welche der Mensch zu erkennen noch befähigt ist. In jeder einzelnen suchend, jedem erhaltenen Abdruck des Vergangenen nachspürend, auch die Splitter der zerstörten beachtend, alles Erkennbare verbindend, sucht sie als letztes Ziel das Leben des ganzen Menschengeschlechtes auf der Erde als eine geistige Einheit zu erfassen, mehr ahnend und deutend, als begreifend.“ Unermeßlich ist die Arbeit des Forschers, ihr höchstes Ziel ist: das Göttliche in der Geschichte zu suchen. —

Nicht philosophische Erörterungen — wie man nach dem eben Citirten vielleicht glauben könnte, — sind es, die in den prachtvollen „Bildern deutscher Vergangenheit“ den Hauptinhalt ausmachen, sondern vor allem Bilder, echte mit geschichtlicher Treue entworfene Bilder aus dem Werden des deutschen Volksgeistes; überall frisch, überall ergreifend, dort mit ledem Humor, hier mit inniger Nahrung, mit hoher Begeisterung ausgeführt. Mag Freitag mit uns in dem Chattenlager einkehren und des Tacitus Germania erklären oder mag er uns an dem Bericht des Priscus des grimmen Egel Heumenhof darstellen, mag er mit freudiger Bewunderung bei den Heldenthaten der christlichen Bekehrer, mit theilnahmenvoller Wärme bei dem Klosterleben der Mönche des heil. Gallus weilen, hier wie bei dem sinnigen Arbeiten der Humanisten, bei den Schützenfesten deutscher Bürger, bei den Kämpfen des dreißigjährigen deutschen Krieges, bei der Werbetrommel des Friedländers, wie bei den Bataillonen des großen Friedrich und den Kämpfen von 1813—15 überall finden wir einen hellen, erfreulichen Zug wieder: das lebhafteste,

eindringendste Verständniß in Wesen und Eigenart unseres Volkes und die hoffnungreiche Ueberzeugung, daß wir das jugendlichste der Culturvölker sind. — Die Methode Freytag's bringt es mit sich, daß er seine Darstellungen und Reflexionen um einen zeitgenössischen Bericht gruppiert, der durch die Ausdrucksweise jener Zeit und eine gewisse Lokalfarbe mit überraschender Plastik wirkt. Es ist völlig unthunlich, eine Auswahl des Besten zu geben, da alle diese Schilderungen durch die Wärme, die treffende Gruppierung in einer Weise wirken, wie ich sie bei keinem anderen historischen Werke gefunden.

Man kann in der That selten ein Werk nennen, das uns so bald in den geschilderten Zeiträumen und an den beschriebenen Orten so heimisch werden läßt. Die Gabe trefflicher Beobachtung, frischer, spannender Erzählung und warmer Schilderung, die Freytag als Romanschriftsteller zu unserem Scott und Boz machte, ist ihm auch hier treu zur Seite gestanden, ihr danken diese Bücher vornehmlich ihren Reiz. — Der erste Band behandelt die Bildungen des Mittelalters, der zweite beschäftigt sich mit der Uebergangszeit vom Mittelalter zur Neuzeit, mit einer Epoche also, in der „fast unablässig und eintönig das Waffengeklirr in die Arbeit der Werkstätten und Contoire dröhnt.“ Dennoch ist es auch in diesen Bildern, die uns das Ritterthum des 13. Jahrhunderts, Städte und Bauernleben, das ruhmvolle Werk der Besiedlung des Ostens erschauen lassen und uns sogar mit den fluctuirenden Existenzen der „frommen Landsknechte“ und der fahrenden Leute bekannt machen, gelungen unser Interesse zu erhalten. So recht aber geht dem Historiker das Herz auf, da er zu der Zeit kommt, von der Hutten sagt: „es ist eine Freude in ihr zu leben“, mit seinem ganzen Fühlen ist Freytag dabei, als er das Reformationszeitalter darstellt. Keine unter den zahllosen Schilderungen Luther's kommt der gleich, die Freytag in liebevoller Versenkung in den Charakter des Reformators geliefert. Er lebt und lebt vor uns, der kernige, deutsche Mann mit der gigantischen Willenskraft, mit dem Wahrheitstrieb, der die Welt erschütterte und dem kindlichen Herzen für die Seinen nicht bloß, nein auch für andere Kinderchen, für alle harmlosen Thierlein, ja für die ganze leblose Natur! Das ist keine langweilige, geistleere Aneinanderreihung trockener biographischer Notizen, keine salbungsvolle Verhimmelung Luther's, noch auch eine

bloße universalhistorische Würdigung seiner Bedeutung, das ist eine mit Geist und Gemüth geschriebene Charakteristik, die uns beinahe den Wunsch erregen könnte, Freytag möchte — was ihm sicher gelingen würde — die noch immer fehlende Lutherbiographie wie sie sein soll — in Angriff nehmen. Seine Darstellung Luther's ist die Krone des Buches, sie läßt sich nur noch mit der vergleichen, die er von Friedrich dem Großen entwirft. Aber auch in der Schilderung großer Begebenheiten, genau und doch hinreißend geschriebener Geschichte langwährender Kriege, wie des dreißigjährigen und der Befreiungskriege, weiß er unsere Theilnahme stets eben so zu erregen, wie in der Kennzeichnung gewisser religiöser Richtungen, z. B. des Pietismus oder in den culturgeschichtlichen Essays über Jesuiten und Juden. Und so hat denn dieses unvergleichliche Buch, das mit voller Schaffenslust, mit treuer Hingabe an den Stoff und in inniger Liebe zu seinem Volke geschrieben ward, das bis ans Ende gehalten, was der Verfasser versprochen — es hat eine Entwicklungsgeschichte des deutschen Volkes gegeben. Hoffnungsvoll schließt das im besten Sinn religiöse und conservative Werk, das dem geist- und gesinnungslosen Radicalismus, dem seichten Phrasenliberalismus eben so heilsam entgegentritt, wie dumpfen Aberglauben und eckligem Unglauben. Auch hier wieder erweckt Freytag die Lebensfreude seiner Leser, wenn 1867 er schreibt: „Es ist eine große Freude in unserer Zeit zu leben. Eine herzliche Wärme, das Gefühl junger Kraft erfüllt Hunderttausende. Es ist eine Freude geworden, ein Deutscher zu sein; nicht lange und es mag auch bei fremden Nationen der Erde als eine hohe Ehre gelten. . . . Wir meinen, für den Deutschen ist jetzt die Zeit gekommen, wo seine Seele über die Vergangenheit des eigenen Volkes dahinfliegen darf, wie die Lerche am Frühlingmorgen über dem dämmerigen Grund. Frohlockend fühlen wir, daß wir etwas werden, wir begreifen jetzt, wie wir geworden sind, und wir vermögen in den Zweitausend Jahren unseres geschichtlichen Lebens eine Weisheit und Vernunft zu ahnen, deren Walten uns glücklich macht.“

In Freytag's Bildern meine ich, läge ein Muster vor, das formell und inhaltlich zeigt, wie unsere Historiker für das große Publicum schreiben müssen, um mit Nutzen und Interesse gelesen zu werden, und um ihrer vorwiegendsten Aufgabe zu entsprechen, den

Gedankeninhalt ihrer Nation zu bereichern, die letztere mit erziehen zu helfen. *)

Und wirklich verdanken wir gewiß auch der Anregung, die Freytag durch die Geschichtsbilder gegeben, eines der besten Werke unserer historischen Literatur, die erst unlängst erschienene, auf den bedeutendsten Forschungen beruhende und doch glänzend geschriebene Geschichte des Elsaßes von den zwei Wiener Universitätsprofessoren Ottok. Lorenz und Wilh. Scherer. (Berlin 1871. Dunfer.) Hoffen wir, daß der richtige Weg damit nicht zum letzten Male beschritten worden sei!

Unter den „Bildern“ der neuesten Zeit hat Eines vornehmlich den Beifall der Lesewelt gefunden — ein farbenfrisches gemüthvolles Idyll aus dem Leben des Schulmeisters von Grenchen — des nachherigen badischen Premierminister Karl Mathy. Zu früh für die nationale Sache, zu früh für den Freundeskreis, der ihm mit treu ergebener Seele anhing, viel zu früh für seine Familie ist dieser Mann (1869) dahingeshieden. Gustav Freytag war es nun, der in einer meisterhaften Biographie**) die beispiellose Thätigkeit Mathy's ergreifend und belehrend zugleich darstellte. Diese Lebensbeschreibung gehört unbedingt zu den Meisterleistungen unserer Biographik, und kann, was die Technik der Darstellung betrifft, den Arbeiten von Droysen (York), David Strauß (Hutten, Frischlin) würdig zur Seite gestellt werden; was aber die Wärme anbelangt, so ist Freytag — wie begreiflich — Allen voraus. Der Freund ist es ja, von dem er zu künden hat, der eben entrissene Freund, ein moderner Mensch, dessen Streben ihm völlig klar vorlag, der Partheigenoß, mit dem ihn dasselbe Lieben und Hassen, dieselbe Arbeit verband, ein Mann vor Allem, ein Kernmann, wie nicht leicht ein Zweiter, ein Mann, auf den das alte Wort passen möchte: „si totus illabatur orbis, impavidum ferient ruinae!“ Wem möchte einem solchen Mann gegenüber nicht das Herz aufgehen in freudiger Verehrung, wenn er sieht, wie tapfer, ungebeugt und fleckenlos er den Kampf mit den aufreibendsten widrig-

*) Das erkannte schon der langverkannte Popularhistoriker Sebastian Franck im XVI. Jahrhunderte, der in der Geschichte nicht bloß eine Summe von Kenntnissen, sondern vor Allem Erziehung sah.

**) Karl Mathy. Geschichte seines Lebens. Leipzig. Hirzel 1870.

sten Geschicken aufnahm und hindurchführte. Das Buch „Karl Mathy“ ist ein mächtiger Factor tadellosen Selbstbewußtseins, denn es zeigt in erhebender Weise, was schon ein einzelner Mann, wenn er nur überhaupt Mann ist, leisten kann. Unbedenklich möchte ich unserer heranwachsenden Jugend dies Buch in die Hand geben, als ein Schutzmittel gegen kläglichen Welterschmerz, schmachvolle Blasirtheit und schwächliche Verzärtelung, als eine theoretische Vorbereitung zum practischen Leben. Sie mag und wird daraus erfahren, was wahres Mannesleben sei, sie wird mit heiliger Ehrfurcht daraus ersehen, daß wir nur das Leben manneswürdig nennen können, das von strengster Pflichterfüllung und sittlicher Zucht getragen, maßvoll vorschreitend, nicht ansteht, dem großen Ganzen jedes Opfer zu bringen.

So haben wir denn Freytag kennen gelernt als Gegner gefühlsverschwimmender, unklarer Romantik, wir sahen ihn als Gegner der kopflosen Umsturzpartei und ungeschichtlicher Auffassungen, nicht minder aber als Gegner des halsstarrigen Junkerthums; kurz überall nur für das Maßvolle, Geordnete, Gesunde, für staatliche Fortentwicklung eintretend! Wohl muß man es für ein Glück preisen, wenn ein Volk solche Schriftsteller zu den Seinen zählt; in ihnen findet es einen Hort gegen die Wirrnisse und Irrlehren der Tagesmeinung, gegen die Stichwörter und Phrasen des Parteigeistes; wie ein gutes deutsches Gewissen spricht aus solchen Werken das Wort des treubeforgten guten Eckhart, der das Beste seines Volkes will und in sicherer Ruhe ihm als die steten Leitsterne, die unerschütterlichen Ziele alles menschlichen Daseins zeigt — die sittlichen Ideen! die sittlichen Ideen, ohne die auch das Völker- und Staatenleben nicht auf die Dauer bestehen kann!

Diese Gedanken waren es denn auch, die mich an diesem Orte zu dem vielleicht auffallenden und bedenklichen Wagnisse trieben, in andeutender, mir selbst freilich am Wenigsten genügender Weise von einem noch Lebenden zu sprechen. Von Freytag wollte ich um so mehr sprechen, je mehr ich in seinem Wirken gerade jene Züge treffe, die bei uns Deutschösterreichern noch nicht im überreichen Maße zu finden sind, ich meine die Hochachtung der sittlichen Ideen als Centrum der gesammten Lebensauffassung, als oberstes Gesetz der gesammten Lebensführung und die fortreizende gewaltige Kraft eines opferbereiten, klarblickenden, entschlossenen Patriotismus!

Gerade dort, wo das goldene Kalb und die ausschweifendste Genußsucht die allein verehrten Götzen sind, wo bisher keine allzu zahlreiche Gemeinde dem Culte der hehren Gottheit sich weihet, gerade dort wird es Pflicht sein, immer weitere Kreise für jene Gedanken zu erwärmen und zu praktischen, sittlichen Thun zu befeuern. Auf diesem Wege der hochnöthigen, bei der Jugend zu beginnenden, unabweislichen Regeneration krank gewordener Gesellschaftskreise werden aber Frehtags Schriften eines der wirksamsten Mittel sein.

Ich schließe mit der Hoffnung, Vielen dadurch, daß ich sie zur Lectüre jenes Dichters anregte, der zugleich ein Mann ist, für ihr Leben eine Quelle des Trostes, der Erhebung und einen treuen Rathgeber im Schwierigen gewonnen zu haben. —

Mag es nun zum Schluße gestattet sein, auf Frehtag die Worte anzuwenden, in denen er selbst die Wirksamkeit Karl Mathy's zusammengefaßt, Worte,

welche die Summe auch seines eigenen Wirkens ziehen können: „Vielen Zeitgenossen hat dieser Mann ihr Leben berührt, und sie halten Haus mit Gedanken und Anschauungen, die er ihnen in die Seele gelegt, fahren täglich dahin auf den Gleisen, die er ihnen gezogen und streiten und leiden um das Ziel, das er ihnen gesteckt . . . Und wenn sie in der Stunde heiterer Ruhe empfinden, daß von seiner Sicherheit etwas auf sie übergegangen ist und wenn sie in der Stunde der Versuchung eine Festigkeit erkennen, die der Verkehr mit ihm in sie gelegt, dann mögen sie sich fröhlich bewußt sein, daß sein Bild und Wesen in ihnen fortlebt und aus ihnen übergeht in ihre Nachfahren. Denn ein tüchtiges Leben endet auf Erden nicht mit dem Tode, es dauert im Gemüth und Thun der Freunde, wie in den Gedanken und der Arbeit des Volkes! —

Adalbert Horawitz.